

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde
Herausgeber: F. Pieth
Band: 8 (1903)
Heft: 6

Artikel: Die Stadt Chur
Autor: Tscharner, J.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-895325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bündnerisches Monatsblatt.

(Neue Folge.)

Herausgegeben von Kantonsarchivar S. Meißer in Chur.

VIII. Jahrgang.

Nr. 6.

Juni 1903.

Erscheint Mitte jeden Monats. — Preis für die Schweiz jährlich 3 Fr., für das Ausland (Weltpostgebiet) 3 Mark. — Abonnements-Annahme durch alle Postbureaus des In- und Auslandes, sowie durch die Expedition in Chur. — Insertionspreis für die einpaltige Petitzeile 10 Cts.

Inhalt: Die Stadt Chur (I.). — Der Große Rat des Kantons Graubünden an die ehrsamten Räte und Gemeinden desselben 1803. — Beitrag zur Biographie des Reformators Joh. Fabritius Montanus. — Chronik des Monats April 1903 (Schluß). — Chronik des Monats Mai 1903.

Die Stadt Chur.¹

I.

Da wo das Alpengebirg der Ebne entgegen sich abdacht,
Wo den verbrüdereten Rhein, zum erstenmal rebenbefrängte
Hügel begrüßen, erhebt sich am brausenden Bergstrom ein Tempel,
Uralten Ursprungs, aber verbessert und theilweis verschönert,
Neuem Geschmacke gemäß. Klein ist sein Umfang, doch viele
Sind der Gottheiten, denen dort der Sterbliche opfert.
Wie zu Merkur, als Schutzgott weitherströmenden Handels,
Steigen Gebete empor zur Garben bindenden Ceres.
Mars schnurrbärtige Söhne ruhen hier aus auf den Vorbeer'n,
Die beherzt sie gepflückt, auf fernen Gebieten. Minerva
Zählt ihre Jünger, Apoll die Seinen. Aber weit mehr noch
Aeolus, wenn in sein Reich, was Wind macht, Alles gehört.

¹ Dieser hiemit zur Publikation gelangende Artikel, welcher mir von einem Freunde des „Bündn. Monatsblattes“ zugesandt wurde, ist J. F. Tscharners „Wanderungen in den Rhätischen Alpen. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Theils des Schweizerischen Hochlandes und seiner Bewohner, Zürich 1829–1901“ entnommen. Die Unbekanntheit des Buches in unsern Tagen rechtfertigt den Abdruck dieser Arbeit.

Die Redaktion.

Unentbehrlich auch hier, sind Aeskulaps ratende Schüler.
Diesen, wie der Themis Gefolge, konnte den Eingang
Jupiter selbst nicht wehren; mag auch die Mehrzahl Pandorens
Unheilbringender Büchse ent schlüpft sein. Herrlich, in ewigem
Frühling glänzt der Altar der Göttin nie verkender Schönheit.
Grazien schweben um ihn, und manche köstliche Gabe,
Anderer Gottheit bestimmt vom Geber, wenden der ewig
Fungen Mutter sie zu, daß lindernden Balsam sie träufle
In das blutende Herz, vom schalkhaften Knaben verwundet;
Aber zu bald oft geheilt auf immer durch Hymens Verband.

Oftmals blicke ich hin auf das Treiben der wechselnden Menge,
Wie ein jeglicher da, Gelübde, Bitten und Opfer
Darbringt, je nach Stand, nach Neigung oder Bedürfnis;
Ehrend den eigenen nur, die andern Götzen gering hält.
Einen Altar doch sah' besucht ich zu jeglicher Stunde,
Rings um die Stufen besetzt von Jünglingen, Männern, Greisen,
Jeglichen Stand's und Gewerbes. Denn welcher Gottheit auch jeder
Diene, Keiner versagt seine Huldigung, Keiner
Seine Gabe zu weih'n dem Freude spendenden Bacchus.

* * *

Es gibt menschliche Gesichter, in denen sich auf den ersten Blick
ein entschiedener Totaleffekt ausspricht, während andere einen ganz
verschiedenen Charakter anzukünden scheinen, je nach dem eben ein
einzelner Teil in der Beleuchtung besonders hervortritt. Das nämliche
möchte von Städten gelten, deren jede eben so gut ihre eigentümliche
Physiognomie hat, und namentlich ist jene Unbestimmtheit des Aus-
drucks mir an der kleinen Hauptstadt der Graubündner in hohem
Grade aufgefallen.

Die Pflastersteine weichen zermalmt unter den Rädern, die
Fensterscheiben in den engen Gassen zittern vor dem Gewichte der
schwer beladenen Frachtwagen, auf denen jede Woche der Kunstfleiß,
von Nah und von Fern, seine Erzeugnisse nach dem Lande absendet,
wo die Zitrone blüht, aber nicht die Industrie. Raum findet sich
Raum um das Kaufhaus herum, für die Menge von Wagen und
Pferden, in den geräumigen Hallen für die gelagerten Kisten, Ballen
und Fässer. Breitschultrige Packer heben und schleppen, geschäftige
Handlungsdiener und Kaufhausbeamte suchen, fragen, zeichnen auf
und antworten auf die Fragen der Fuhrleute, deren trotziges oder ge-
schmeidiges Wesen oft allein schon als Maßstab für den Gang des
Handels dienen könnte, den man in dem Augenblick für das Haupt-
geschäft der Einwohner Ehrens halten möchte.

Wenn aber im Frühjahr Scharen von Knechten mit Schaufeln und Hacken in der Morgenfrühe aus allen Toren ziehen; wenn im Sommer hochbeladene Wagen den Erntesegen einbringen, und bald in allen Stadtvierteln der abgemessene Takt der Drehsflegel das Herannahen des Herbstes verkündet: wenn dann die Heerden von den Vorboten des Winters aus dem Hochgebirge vertrieben, alle Gassen durchziehen nach ihren Ställen: so erscheint Chur als ein ansehnliches Dorf mit gemauerten Häusern, Ringmauern und Toren.

Doch der Irrtum schwindet, blickst du nach dem alten Rathause in den, mit roten Ziegelsteinen ausgepflasterten ungeheuern Vorfaal, wo müßige Ratsdiener, in roten Mänteln und silberverkrämten Hüten mit der ganzen Wichtigkeit ihres Amtes den Unberufenen zurückweisen; dem begünstigten Gebatter, mit geheimnisvoller Miene anvertrauen, was „Ein Wohlweiser Rat“ heute beschließen werde; es wohl gar über sich nehmen, aus besonderer Gefälligkeit „Seiner Weisheit dem Herrn Amtsstadtvogt“ auf einen Augenblick herauszurufen. Oder ist es Dir vollends vergönnt aus des Nachbars Hause hinüber zu gucken in die Ratsstube, mit den langen gepolsterten Bänken, den alten Gemälden und den buntfarbigen Scheiben, wie der versammelte Rat beratschlagt über das Wohl der lieben Bürgerschaft, oder das Wehe irgend eines, vielleicht schon entwichenen, Delinquenten; oder über Erweiterung der Gassen und Verlängerung des Abgabegesetzes; wie die Neuerer und Verschönerer den, beim Alten bleibenden Haushältern gegenüberstehen im Kampf zwischen dem Stadtbau- und dem Stadtsäckelmeister, oder wie ein wohlweises Gericht aburteilt über eine höchst einfache Frage von Mein und Dein, bei deren Verwicklung durch redselige Anwälte mancher Richter sich auf Augenblicke dem süßen Schlaf überläßt, und, durch irgend eine allgemeine Pause aufgeschreckt, dann unwillkürlich den ersten Blick nach der lieben Gerechtigkeit erhebt, welche von vergoldetem Holz, mit bald offenen bald verbundenen Augen, über der Versammlung schwebt, gleich einer hängenden Laterne: dann siehst du das lebendige Gemälde einer kleinen Gerichtsstadt. Zwar sind heutzutage die Väter des Volkes meist älter an Wissen als an Jahren. Das gleichschenkelige Dreieck auf der gepuderten Bentelperücke ist längst schon dem kühnen Wolkenpalter des Musesohns auf rund geschnittenem Lockenkopfe gewichen; der, sonst in Stahlkettchen wagrecht schwebende Degen, senkt nun in lasiertem Hüftband, nach Sitte des Wehrstandes, die Spitze gegen den Boden; das altertümliche Halskräggchen ist der Geistlichkeit als ausschließliches Ehrenzeichen überlassen, und der lange Kirchenmantel ist der einzige Teil des alten

Ratsherrenkostüms, den bis dahin die frebelnde Hand profanen Zeitgeistes verschont hat. Doch das sind äußere Formen nur, die sich geändert haben; das Wesen aber besteht fort. So gut wie in der zeremoniösesten Reichsstadt zerbrechen bei einem Leichenbegängnisse die armen Leidtragenden, weit mehr oft als über Verwendung des Erbes, sich die Köpfe über die Rangordnung der hohen Geleitsgäste; wie zwischen allen möglichen geistlichen und weltlichen, Zivil- und Militärwürden und Ehrentiteln die gehörige Stufenfolge herausfinden, daß ja nicht etwa man irgend einen obersten, oberen, oder ordinären Zunftmeister oder Lieutenant, oder vollends sein anderes Ich, vor den Kopf stoße. Immer noch werden Komplimente gewechselt über den Vortritt, den jeder standhaft ablehnt, um es dem andern dann recht übel nehmen zu können, wenn er zuerst nachgibt; und in solchen schwierigen Angelegenheiten es jedermann recht zu machen ist hier um nichts leichter, als auf einer Ständerversammlung des heiligen römischen Reichs.

Oder willst du das Gemälde auf einem hellerem Grunde, aber in nicht weniger lebhaften Farben betrachten, so lasse von einem Freunde dich an eines jener vaterländischen Gastmahle, zu Ehren des heiligen Crispinus, führen, mit denen die Bürgerschaft jedes Jahr das „hochwichtige“ Geschäft der obrigkeitlichen Aemterwahlen auf ihren Zünften zu krönen pflegt. Auch hier lernst du die Würden und Ehrentitel der Länge und Breite nach in der Reihenfolge von Toasts kennen, die anfangs mit Form und Anstand zwischen den beiden Tafel-Enden, der Honoratioren und der unbetitelten Zunftgenossen, ausgetauscht werden, und wobei das Centrum natürlich auf beiden Seiten mithält. Aber immer verworrener werden die Reden, kürzer die Titel und länger die Züge aus den schweren silbernen Bechern; — Erbstücke alter, nicht minder glücklicher Zeiten, bis endlich die durchgängige Umkehrung des anfänglichen Verhältnisses zwischen Fülle von Flaschen und Köpfen die Begriffe von Oben und Unten, in jedem Sinne vermischt und, für den Augenblick, in einer Beziehung wenigstens, das Prinzip völliger Gleichheit hergestellt hat. Dann fühlt das bedächtlichere Magistratsglied es sei Zeit sich zu entfernen, und überläßt es dem rückbleibenden Unterhaus, sich durch eine neue Auflage patriotischer Gesundheit jene Bürgerkrone zu verdienen, die bei anbrechendem Morgen der Eine sich an irgend einem Eckstein holt, der Andere wohl gar von den Fäusten der erzürnten Hälfte empfängt.

Zwei Grundurjachen bestimmen hauptsächlich die ganz eigenthümliche Physiognomie dieser kleinen Hauptstadt: die altreichsstädtische Verfassung und die, noch bestehenden Grundsätze von Gütergemein-

heiten und Weidrechten. Erstere dadurch schon, daß sie mit ihrer, seit Jahrhunderten beinah unveränderten Wesenheit, auch manch' altertümliche Form im Leben erhalten hat; mehr noch indem die Grundsätze reiner Demokratie und berufsgemäßer Zunfttheilung, jeden Bürger zu Teilnahme an der öffentlichen Verwaltung und Eintritt in die, im Verhältnis mit der Bevölkerung sehr zahlreichen Magistratsstellen berechtigen und mehr oder weniger selbst zwingen. Letztere, weil durch Gemeinheit an Alp- und Weidrechten und Zuteilung eines Stückes Boden als Gemeingut, jeder Bürger veranlaßt oder verführt wird, sich mit etwas Güterwirtschaft abzugeben, während die Beschränkungen, welche auf der Benutzungsart des eigentümlichen Bodens lasten, es Keinem erlauben, diesen Zweig berufsmäßig zu treiben; weil endlich überdies jene Beschränkungen, und die daraus entstehende Zersplitterung des Gütergewerbes, alle dazu gehörigen Niederlagen und Vorräte ins Innere der Stadt einengen. — Statt also, daß, wie anderwärts, die umliegenden Grundstücke in zusammenhängende Besitzungen ausgerundet, eigene Niederlassungen bilden, der Städter hingegen ausschließlich seinem Gewerbe wartet, teilt hier der Kaufmann und der Handwerker, wohl auch der Mediziner und der Rechtsgelehrte, sein Wissen und seine Zeit zwischen seinem wirklichen Beruf und der Sorge für den Weingarten, für die Wiese und den Kuhstall. Kein wirklicher Meyerhof außer den Mauern, bildet dagegen jedes Haus innerhalb derselben die Niederlage einer Duodezlandwirtschaft, deren Ergebnis denn freilich für manchen solchen Pseudo-Landökonomem dahin ausläuft, daß er keine teurere Milch trinken könnte, als die er aus seinem eigenem Stalle, keine teurere Frucht essen, als die er vom eignen Felde bezieht.

So unschlüssig darum der fremde Zuschauer über das eigentlich vorherrschende Gewerbsfach der Einwohner Churs lange Zeit bleiben kann, so wenig läßt dagegen die bedeutende Anzahl stets wohlbesetzter Kaffee- und Schenkhäuser ihn über die Richtung ihres Genußsinnes in Zweifel. Mögen den Tag über, der eine über Expeditionsprovision und Wechselprozente, der andere über *competentiam fori* oder *meritum causae* sinnen; dieser über Ausbesserung alter Bäume und jener über die alten Gesetze; abends konzentrieren sich die Gedanken der meisten auf dem Boden des Weinglases. Mag auch der nämliche abwechselnd im Warengewölbe, oder im Kuhstall, auf dem Acker oder der Ratstube zu suchen sein; sicherer als irgendwo findet, zur bestimmten Tags- und Abendstunde, man ihn im Kreise des gewohnten Trinkvereines.

Im Durchschnitt artet diese Genußsucht zwar selten in Völlerei aus, doch überschreitet sie die Grenzen der Mäßigkeit bei vielen, wenn das ganze Jahr durch sie regelmäßig ihre drei bis vier Kaffee- oder Schenkhausbesuche zum Tag ablegen. Drum wiederholt der lange Herr Sandammann, im halbmodisch geschnittenen blauen Tuchrock, mit der bunten Weste und dem hochaufgesteiften Hemdekragen, jeden Tag, so lange ein Großer Rat, ein Viehmarkt oder eine andere Amtsverrichtung ihn in der Hauptstadt zurückhalten, abwechselnd in allen Trinkluden seine politisch-ökonomisch-moralischen Rügen über diese Unart, und unterläßt nie hinzuzusetzen, daß sein eigenster Herr Vetter, schon zu jener Zeit, während seines Amtsjahres im Kleinen Räte berechnet habe, wie die männliche Einwohnerschaft von Chur, Woche für Woche nur für ganz entbehrliche Genüsse der (ihm meistens eben vorliegenden) Art, mehrere tausend Gulden ausgabe, — eine Ausgabe die man wohl für übertrieben halten darf, so bald man annimmt, der Berechner habe seine eigene Lebensweise zur Grundlage genommen. Bedeutend muß übrigens der Zuspruch der Einwohner in jenen Anstalten sein, wie sollten sonst, selbst bei allem übrigen Verkehr, den der Durchpaß von Reisenden und Waren, den Landesgeschäfte und fremde Werbung herbeiführen, in einer Stadt von nicht einmal fünftausend Einwohnern, nahe an hundert kleinere und größere Schenkwirtschaften bestehen können? Daß nun solche tägliche Ausgaben nicht in eines Jeden Mittel liegen, und daher Ursache von manchen ökonomischen Verlegenheiten werden, kann freilich nicht fehlen, und darum würde ich, sobald es einmal in Chur mehr Sitte wird als anderswo, auf gute Räte zu achten, freilich Manchem empfehlen, das Pastetchenmahl des Morgens abzuschaffen, um dann vor Tische des appetitweckenden Vermouthstrankes nicht zu bedürfen; Nachmittags das Kaffeehaus etwas früher zu verlassen und dagegen Abends etwas später nach dem Regelplatze zu schlendern; überhaupt in Erwerbung und Verzehrung, in Arbeit und Erholung den bisherigen Maßstab einmal umzukehren.

Wie denn doch Alles in der Welt seine Ursachen hat, so auch der ausgezeichnete Tätigkeitstrieb der Kinnbacken, Schlunde und Magen dieser Republikaner. Die reine, zehrende Vergnügung ist in Bündlen kein Monopol der Hauptstadt, und für die Spenden des Weinstocks liegen manche der höchsten Berggegenden, durch ihren täglichen Verkehr mit Italien, so nahe fast an der Quelle, als der Winzer in der Mitte seines Weinberges. Ich wäre geneigt, auch hier eine der ersten Ursachen in der demokratischen Verfassung zu suchen,

indem diese den vorläufigen oder nachträglichen Ideenaustausch, über Gegenstände, an deren Verhandlung und Erfolg ein jeder warmen Anteil nimmt, zum Bedürfnis und zur Wohltat macht. Denn, abgesehen von Erörterungen und Behelligungen, die in der öffentlichen Versammlung nicht mit der nämlichen Freimütigkeit und Eindringlichkeit ausgesprochen werden möchten, so würden, so klein der Ort ist, ohne jenes Zusammentreffen in gemischten Vereinen, die Bürger der verschiedenen Klassen einander weit mehr fremd bleiben, was in einer Staatsgesellschaft, die sich ihre Verwalter frei selbst wählt, einen unzuberechnenden Nachteil brächte. Es wäre also leicht möglich, daß bei dem Gebrauch der Schenkhausbesuche, in denen man nun schon die ebenrechte Mittelstraße so wenig erwarten darf, als in irgend einer andern menschlichen Einrichtung, der Nutzen für das Ganze die übeln Folgen für den Einzelnen überwiegen.

Die Ergötzlichkeiten der Thurer Welt beschränken sich zwar keineswegs einzig auf die Genüsse des Gaumens; aber überall bleiben diese eine unerläßliche Zutat, und bei manchem Anlaß scheint es zweifelhaft, ob das Mahl eine Würze des Festes oder das Fest ein Vorwand zum Mahle sei.

Jenen Feld- und Gartenkalendern ähnlich, die den angehenden Landwirt an die auf jeden Monat treffenden Arbeiten erinnern, ließe sich ein Verzeichnis der das Jahr durch sich regelmäßig folgenden Belustigungen dieser Bergstädter entwerfen; nur würde dasselbe als Erinnerungsbuch bei der diesfalls gar nicht vergeßlichen Jugend wenig Absatz finden.

Wie der sorgsame Hausvater in der Blüthenzeit des Weinstocks jeden Morgen ängstlich nach dem Wetterglaße blickt, und dann beim Annähern eines Bergschnees schon sich mit dem Vorteil der Preiserhöhung des lehtjährigen Vorrates tröstet; wie die Hausmutter um Regen bittet für ihre Seelinge und um heiße Sonnenblicke auf die Obstdörre: so erwarten und berechnen im Dezember der pferdeverständige Sohn und die leichtfüßige Tochter das Herannahen eines tüchtigen Schneewetters und dessen Gedeihen zur fahrbaren Schlittbahn. Freilich geht es ihnen oft hier nicht besser nach Wunsch, als dort dem lieben Elternpaar. Die Novemberregen sind vorüber. Ein durchdringender Nordwind hat die Atmosphäre selbst vom kleinsten Dunstteilchen geläutert, und die Luft ist so trocken, daß die helle Dezembersonne, kaum ist der Reif geschwunden, der in der Frühe ihre Strahlen tausendfältig zurückwarf, Mittags in den Staubwolken der Heerstraßen spielt. Doch wenig ergötzt diese unzeitige Pracht die,

welche mit Ungeduld dem Schnee entgegensahen. Endlich legt sich der Nordwind. Sein Gegner von Mittag her hat den Horizont mit grauem Gewölke überzogen; dichte Nebel verstecken die Bergspitzen, senken sich tiefer und immer tiefer, und entladen sich endlich im lang erwarteten Elemente des Nordens. Ellenhoher Schnee lastet bald auf den Dächern und versperrt beinahe die Gassen. Jetzt wäre es Zeit, daß die Kälte wieder einträte; aber immer lauer weht die Luft, immer größer werden die Flocken; schon mischen schwere Regentropfen sich in ihren senkrechten Fall; bald ergießen sich Ströme von den Dächern und durch die Gassen. Zu Wasser ist der schöne Schnee gegangen, und mit ihm viele herrliche Pläne der fahr- und tanzlustigen Jugend; dann nimmt gleich, wie jede andere, auch die Herrschaft des Südwindes ihr Ende und gebietet der schneidende Nordost plötzlichen Einhalt den Wassergüssen; auf Erdfurchen nur und unfahrbares Glatteis schimmert die neu hervortretende Sonne. Die bereits verabredete Partie unterbleibt; statt in den Rennschlitten werden die Gäule wieder in den Holzkarren gespannt, und der Wirt in Reichenau und an der Küse überlegt mit Seufzen, was mit dem schon gekauften Wildpret anzufangen sei.

Noch ist aber der Winter nicht vorüber, und immer wird der Gott der Winde nicht taub sein für das Gebet des seinem Reiche ja nicht ganz fremden Völkchens. Auf hartgefrorene Erde gefallen hat endlich der Schnee zu fester Bahn sich gebildet und widersteht nun der schwersten Last auf hellglänzendem Schlittgleis. Doch die zarteste Blüte des Frühlings ist nicht vergänglicher, als das leichtflüssige Element unter dem Hauche des Südwindes; darum eilt jeder, den flüchtigen Augenblick zu nutzen.

Weit her durch die reinen Lüfte schallt das Geklingel des Schlittengehells, und das Peitschengeknalle, worin schmucke Vorreiter mit einander wetteifern, verkündet den Zug einer Gesellschaftspartie. Raum bleibt jenen ehrbaren Hausvätern, die sich gleich nach Tisch schon auf den Weg gemacht hatten, die Zeit, ihre mit Weib und Kind und Pelzröcken vollgepropften Schlitten seitwärts zu leiten, um den sie ereilenden Strom vorüberbrausen zu lassen. Zwar machen nun, durch ein Gefühl edlen Stolzes angepornt, auch ihre Gäule auf einige hundert Schritte den Versuch, dem lustigen Tross zu folgen; aber der weiterdenkende Papa tut diesem unzeitigen Eifer Einhalt, und erklärt den Seinigen, zu mehr Belehrung als Freude, wie verkehrt es sei, sich eben die Dauer des Hauptvergnügens, des Fahrens, durch übermäßige Eile zu verkürzen. Das junge Völkchen

aber kehrt an diese Betrachtungen sich nicht. Vor dreißig Minuten erst durch's Thor der Stadt gefahren, halten ihre Schlitten schon auf dem Platz vor dem schönen Schloß Reichenau. Viele andere Spazierfahrer waren früher angekommen, auf dem leichten Würstchen, im eleganten Einspanner oder im bequemen Gesellschaftsschlitten; viele kommen noch nach. Zimmer und Säale des Gasthofes füllen sich mit dem buntesten Gemische von Gästen. Jeder fordert, jeder will zuerst bedient sein, jeder schimpft; alles rennt Trepp' auf, Trepp' ab nach der Schenkstube, nach der Küche, nach dem Pferdestall, bis endlich der Ton der Geige und das Schmettern der Hörner die Verwirrung im Tanzsaale konzentriert. Wie einst beim Klange von Oberons Horn in den Reihen des heuchlerischen Klostervolkes, widersteht jetzt weder Stand noch Alter dem Reiz des lustigen Walzers.

Zwischen Tanz und Schmaus ist der Nachmittag hingeschwunden. Der Abend bricht ein. Der vorsichtige Papa ist schon abgefahren, nachdem er seine Ladung doppelt eingehüllt hat, gegen Schneegestöber und kalte Nachtlust. Nach und nach folgt Alles, was seinen Montag nicht in Blau zu kleiden Zeit oder Lust hat. Nur das lustige Völkchen behauptet das Feld, das in vieler Beziehung wirklich einem Schlachtfelde nicht ganz unähnlich ist. Zwar dringen die, hier ganz allein ihrer eigenen Klugheit und der Bescheidenheit ihrer Führer überlassenen jungen Frauenzimmer, eingedenk der Mahnung von Mutter und Tante, schon vor Mitternacht auf die Abfahrt; aber vergeblich, und es müßte ihnen diesmal nicht mehr Ernst sein mit Bitten, als in manchem andern Fall mit Abschlagen, oder die Fügsamkeit, womit sie bis gegen Morgen ausharren, zeichnet sie vor Tausenden ihres Geschlechtes aus. Endlich sprechen auch die Herren von Aufbruch; doch ist man nicht so bald einig. Befehl und Gegenbefehl kreuzen sich über Einspannen und Zuwarten, über eine neue Auflage Kaffee und Eingabe der Rechnung. Gerechter Unmut wird endlich rege und steigt in Kutscher und Gastwirt, bis er bei diesem durch das Doppel-Ende seiner Kreide, bei jenem durch manch' ungerechten Peitschenhieb auf das willige Gespann sich entladet.

Oft weckt vor Tag den ruhigen Schläfer das Gelärm der heimkehrenden Schwärmer; öfter noch bleiben sie hinter dem Aufgang der späten Januarsonne zurück.

Papa und Mama dächten nun zwar, eine solche Partie könnte gar wohl in Abrechnung auf die Karnevalsbälle gehen, vergessen aber, wie das oft zu geschehen pflegt, ihre eigenen Jugendzeiten; denn von jeher stand in Chur die Muße des Tanzes in hoher

Verehrung. In der That, ein paar kurze Walzer in jenem übel geordneten Gedränge konnten nur dazu dienen, die Begierde nach einem förmlichen Balle, in zusammenpassendem Verein, recht rege zu machen, und die Sonntagspartie war eben der schicklichste Anlaß, die Einladungen auf den Donnerstag zu verabreden.

Raum hat der Nachtwächter den Antritt seiner „Abendwacht“ in altherkömmlicher Weise verkündet, so schallt Tanzmusik im hell-erleuchteten Ballsaal. Durch alle Gassen rollen vollgepfropfte Kutschen die ungeduldige Schar der Tänzer und Tänzerinnen dem ersehnten Vergnügen entgegen. Der Putz der Churer'schen Schönen, nicht glänzend zwar im Vergleich mit dem der großen Städte, zeugt aber im Allgemeinen von Geschmack, und niemals stößt hier das Auge auf jene Mißgriffe in der weiblichen Toilette, die bei festlichen Auftritten der kleinen Städte dem, mit den Gebräuchen der großen Welt Vertrauten, oft so reichlichen Stoff zum Lachen darbieten. Es ist hier nicht Sitte, daß ältere Personen am Feste wirklich Theil nehmen. Was nicht mehr jung ist, oder wenigstens eine Nacht durch den schon verdufteten Geist wieder beschwören kann, bleibt höchstens ein paar Stunden als Zuschauer gegenwärtig. Von dann an behaupten Jugend und anständige Fröhlichkeit ihr ausschließliches Recht, und besser oft, als jenem jungen Magistratsglied auf der Ratsherrnbank die Gravität späterer Jahre, glückt es hier dem rüstigen Fünfziger im wirbelnden Walzer, die leichte Behendigkeit der Jugend anzunehmen. Solche Bälle geben für manch' liebendes Pärchen die lang-ersehnte Gelegenheit zum Zusammentreffen. Aber mögen auch die Herzen im Himmel der Liebe schwärmen, immer vereinigen sich die Stimmen aller Gaumen und Magen dahin, es sei unmöglich, sich während der zehn Stunden des Ballfestes mit Kühltrank und leichtem Backwerk zu begnügen. Drum darf in Chur bei keinem solchen Anlaß ein ganz wohlbestelltes Nachteffen fehlen; ja zuweilen wird diese Zutat in solchem Maße beschert, daß es zweifelhaft scheint, ob hier Tanzen oder Essen der Hauptzweck des Vereins sei. Den größten Kraftaufwand, diese zwei Genüsse in möglichst hohem Maße zu vereinigen, macht die tanzende Churerwelt an jenen Endfesten des Karnevals, zu denen die Herren von jeder Gesellschaft von ihren Damen eingeladen werden. Denn da jede derselben die ihr zuge-teilten Gerichte mit allem dem Aufwand liefert, wozu, mehr vielleicht als der Wunsch, die Gäste zu ergötzen, der Wettstreit der Eigenliebe sie auffordert, so senken die langen Tische unter einem solchen Ueberfluß, den selbst die vereinte Macht von Beifall zollender Galanterie

und natürlichem Eßtalent in den geladenen Tänzern nicht zu bezwingen vermag. Diese Tafelfeste, die hier Häfeliabend genannt werden, sollen ihren Ursprung einer uralten Sitte verdanken, zufolge welcher man sich an einem der letzten Abende der Fastnachtzeit, wahrscheinlich in Beziehung auf die bevorstehenden Fasten, unter Bekannten den Spaß machte, einander die Töpfe in der Küche zu untersuchen und den Inhalt wegzutragen, wobei es sich dann versteht, daß jede kluge Hausfrau bedacht war, bei den erwarteten Dieben Ehre einzulegen. Der Hausherr aber hatte gegen diese Eingriffe in die Sicherheit des Küchengebietes um so weniger einzuwenden, als dann die Bestohlenen Tags darauf zu Gäste geladen wurden, und das Corpus Delicti natürlich nicht ohne reichliche Zutat aus des traktirenden Diebes Küche und Keller erscheinen durfte. Um die Sache zu vereinfachen, hat man die Mäuferei abgeschafft und nur die Schmäuferei beibehalten, damit aber gewiß an pikantem Scherze vieles verloren.

Früher noch, als der Geschmack der lebenslustigen Jugend dieser Alpenresidenz an Ergötzlichkeiten des Winters, hat dieser selbst geendigt. In siegreichem Kampfe gegen ihn erweitert der neue Frühling sein Gebiet, wie der anwachsende Tag über das Dunkel der Winternächte. Schon waren die Schlitten und die bunten Geschelle, mit Pelzmänteln und Müssen, wieder in Verwahrung gebracht, wie nach dem Friedensschluß die Kanonen und Kürasse der heimgekehrten Krieger. Jetzt haben Töchter und junge Frauen auch die Ballkleider den entlegensten Schränken übergeben und manche Tüll- und Atlasfahne wird als Siegeszeichen aus einem Ehestandscharmüzel, den frühern Trophäen beigelegt, während der Ehemann, gleich andern besiegten Potentaten, mit Seufzen die Breschen betrachtet, die der bestandene Feldzug in seiner Kasse geöffnet hat.

Der Große Rath des Kantons Graubünden

an die

Ehrsamen Rätthe und Gemeinden desselben. *)

Hochgeehrte Herren, getreue, liebe Bundesgenossen!

Chur, den 13. Mai 1803.

Ueber vier Jahre sind verflossen, seitdem die Deputirten der Ehrsamen Gemeinden Bündens zum letztenmal nach der Uebung un-

*) Im Anschluß an die in letzter Nummer publizierte Rede zur Eröffnung des ersten bündnerischen Großen Rates, in welcher der Präsident der Regierungskommission zum Großen Rate sprach, folgt hier der Abschied des ersten Großen Rates an das bündn. Volk.